

Volker Gerhardt

Wissenschaft aus dem Geist der Humanität

Festvortrag aus Anlass der Wiederkehr des Geburtstags von

Wilhelm von Humboldt

vor 250 Jahren – 22. Juni 1767

Humboldt-Universität

22. Juni 2017

0. Noch vor meiner Antrittsvorlesung im Sommer 1993 habe ich am 9. Februar in diesem Senatssaal den Vortrag zur Eröffnung der akademischen Arbeit an der sich noch mitten im Wiederaufbau befindenden Humboldt-Universität gehalten. Der Vortrag, der noch im selben Jahr als Heft 1 der *Öffentlichen Vorträge* der erschien, hatte den Titel *Zur philosophischen Tradition der Humboldt-Universität*.¹

Im Rückblick hat der Text einen schweren Nachteil: Er schildert zwar die philosophische Vorgeschichte des von Wilhelm von Humboldt in wenigen Monaten bewältigten Gründungsakts und skizziert den Anteil, den die Ideen *Immanuel Kants*, Humboldts Lehrer *Johann Jakob Engel*, *Johann Gottlieb Fichte* und vor allem *Friedrich Schleiermacher* an der Gründung haben und gibt einen Ausblick auf das, was dann bei *Henrik Steffens*, *Hegel*, *Schelling* und *Dilthey* daraus geworden ist. Doch: Humboldts eigene philosophische Leistung blieb unerwähnt!²

1. *Der vergessene Theoretiker der Liberalität.* Wie gravierend die im älteren Text gelassene Lücke tatsächlich ist, weiß ich erst heute. Mir war zwar damals schon klar, dass Wilhelm von Humboldt der erste im strengen Sinn *liberale Staatstheoretiker* deutscher Sprache ist. In seinen gar nicht anders als genial zu nennenden *Ideen zu einem Versuch, die Gränzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen*

¹ Gehalten am 9. Februar 1993. Der Text erschien unter dem Titel: *Zur philosophischen Tradition der Humboldt-Universität*, Heft 1 der *Öffentlichen Vorträge der Humboldt-Universität zu Berlin*, Berlin 1993.

² Unerwähnt bleibt natürlich noch vieles mehr, durch das sich Humboldt mit seinen Betrachtungen zur antiken Welt, zur Literatur, zur bildenden Kunst, zur Bildungstheorie, zur Sprache oder zur Darstellung der Künste einen Namen gemacht hat. Ich beschränke mich hier auf die Philosophie und lasse dabei mit Bedauern seine frühe Betrachtung *Über die Religion* (1791) außer Acht. Sie wäre, mit Blick auf Spalding, Kant und Schleiermacher einer besonderen Betrachtung wert.

(1792) hat er im Alter von 25 Jahren eine liberale *Theorie des Politischen* entworfen, die in seiner Zeit und erst recht in Deutschland weit über den Vormärz hinaus *singulär* geblieben ist.³ Noch heute kann sie dem sozialstaatlich eingestellten Leser den Atem verschlagen.⁴

Zum Glück bieten die späteren schul-, hochschul- und kulturpolitischen Leistungen des Autors wenig Anlass, sich über ihn zu entrüsten. Wilhelm von Humboldt wollte einen, wie wir heute sagen würden, „schlanken Staat“, der seine ganze Aufmerksamkeit auf die *Sicherheit der Bürger*, die *Verlässlichkeit des Rechts* und die breite *Förderung aller erkennbaren Talente* setzte. In der *Steigerung der Vielfalt* (ein politisch so zuvor noch nie exponierter Gedanke!) sah Humboldt die beste Gewähr für *ökonomische Prosperität*, die den Bürgern die größten Chancen bietet, sich auch in *sozialen Leistungen* hervorzutun.

Davon wissen selbst die Historiker des Politischen Denkens nur wenig,⁵ und so konnte man es als kleine *Sensation* ansehen, dass ein illustriertes Magazin (mit dem sich höchste Ziele setzenden Titel *Cicero*) in seiner vorletzten Ausgabe vom Mai 2017 zur Einstimmung auf das Jubiläum mit einer Titelstory: *Der liberale Rebell: Warum Wilhelm von Humboldt so aktuell ist* aufwartet.

Schade nur, dass im *Cicero* vergessen wurde, den „rebellischen“ politischen Impuls Humboldts zu erläutern, obgleich sich das unerhört Neue seiner Jugendschrift kurz zusammenfassen lässt: Es geht darum, die *Einheit* lediglich als *rechtliche*

³ *Ideen zu einem Versuch, die Gränzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen* (geschrieben 1792; der gesamte Text wurde erst 1851 publiziert). Wichtige Anregungen hat Humboldt vermutlich von dem in preußischen Diensten stehenden Geheimen Staatsrat Christian Wilhelm von Dohm erhalten, der ihm und seinem Bruder Alexander Privatvorlesungen über *Ökonomie* und *politische Geographie* gehalten hat. Dohm hat die Gewährung von *Sicherheit* durch den Staat als vorrangige politische Aufgabe exponiert. Aus einer Vorlesung Dohms notiert Wilhelm von Humboldt: „Das letzte, was ein Staat noch zur Aufnahme des Handels tun muss, ist die Beförderung der Freiheit derselben.“ (Ges. Schriften, VII b, 513). – Die späte Rezeption der politischen Ideen brachte dann vor allem den „Staatsmann“ Wilhelm von Humboldt zur Geltung. Das gilt noch für Siegfried August Kaehlers, *Wilhelm von Humboldt und der Staat*, München/Berlin 1927, Göttingen 1963²). Erst Lothar Gall (*Wilhelm von Humboldt. Ein Preuße von Welt*, Berlin 2011) bringt das Format des liberalen Denkers zur Geltung.

⁴ Die Erfahrung habe ich vor zwei Jahren in einem Seminar über Humboldts philosophische Schriften gemacht. Der Referent über die *Gränzen*, der sich gut in den Text eingearbeitet hatte, sah sich mehrfach genötigt, Humboldt für seine neoliberalen Ansichten zu entschuldigen.

⁵ In Hennig Ottmanns umfassender *Geschichte des Politischen Denkens* (Stuttgart 2008, Bd. 3/3, 73 u. 81) kommt Wilhelm von Humboldt nur als ein beiläufig erwähnter Stichwortgeber von John Stuart Mill vor.

Bedingung der Politik und die Entfaltung der Vielfalt der Talente und Individuen als essenzielles Ziel des politischen Handelns auszuweisen.

2. *John Stuart Mill*. Immerhin hat Humboldts Versuch die *Gränzen der Wirksamkeit des Staates* zu bestimmen, bereits im 19. Jahrhundert einen Entdecker gefunden, und zwar in *John Stuart Mill*. Dessen Programmschrift *On Liberty* aus dem Jahre 1859,⁶ bringt ein *überschwängliches Lob* zum Ausdruck. Mill kann neben der innovativen Leistung Humboldts nur noch die über Jahrtausende nicht verblasste Wirkung des *Sokrates* gelten lassen!

Doch in Deutschland bleibt dieses Urteil ohne Resonanz, und es hat noch nicht einmal in den *Vereinigten Staaten*, wo es nicht die im Fall von John Stuart Mill ohnehin unbegründeten Vorbehalte gegen den *Utilitarismus* gibt, dazu geführt, die Tatsache, dass der als erster Naturhistoriograph Amerikas mit Recht berühmte *Alexander von Humboldt*, noch einen Bruder mit Namen *Wilhelm* hat, ins Bewusstsein der Gebildeten zu heben. Wiederholt musste ich bei meinen amerikanischen Kollegen die Erfahrung machen, dass sie selbstredend Alexander als den Gründer unserer Universität ansahen – und von einem Bruder gar nichts wussten. Die entschuld bare Bildungslücke der amerikanischen Philosophen ist ein Indiz für das Versagen der Philosophiegeschichte in unserem Land.

Mich konnte Mills exzeptionelles Lob seines philosophischen Vorgängers nur deshalb von der politischen Urteilskraft Wilhelm von Humboldts ablenken, weil es primär auf das zugrundeliegende *freiheitliche Konzept der Individualität* bezogen ist.⁷ Für die *Exposition des Individuellen* bei Humboldt gibt es erst recht kein Vorbild in der Geschichte der Philosophie. Nachträglich kann man zwar auf Leibniz' *Monadologie*, auf Montaignes *Essais* oder auf die existenzielle Ausnahme des *Sokrates* verweisen. Aber entscheidend waren die philosophischen Vorläufer nicht!

⁶ Mill, J. St.: *On Liberty* (1859), London/Toronto 1912, 32

⁷ Dazu von Verf.: Selbstbegründung. Nietzsches Moral der Individualität, in: M. Montinari/ W. Müller-Lauter/ H. Wenzel (Hrsg.) *Nietzsche-Studien. Internationales Jahrbuch für die Nietzsche-Forschung*, Band 21, Berlin/New York 1992, 28–49; ferner: Individualität und Moderne. Zur Philosophischen Ortsbestimmung der Gegenwart, in: D. Benner, D. Lenzen, H.-U. Otto (Hrsg.), *Erziehungswissenschaft zwischen Modernisierung und Modernitätskrise. Beiträge zum 13. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft 1992* in: *Zeitschrift für Pädagogik*, 29. Beiheft, 1992, 154–158; ausführlich in: L. Koch/W. Marotzki/H. Peukert (Hrsg.), *Revision der Moderne? Beiträge zu einem Gespräch zwischen Pädagogik und Philosophie*, Weinheim 1993, 27–40. Später: *Selbstbestimmung. Das Prinzip der Individualität*, Stuttgart 1999, und ders.: *Individualität. Das Element der Welt*, München 2000.

Humboldt ging von der *ahndungsvollen Kenntnis der antiken Weisheit* aus und ließ sich von seinem in allem das *Schöne suchenden Blick für die Welt* anleiten. Das reichte aus, um die *Entdeckung der kardinalen Stellung des Individuellen* zu machen, die in ihrem Rang, wie ich meine, bis heute nicht angemessen erkannt und gewürdigt wird.

3. Biographie als philosophisches Exempel. Um nicht gleich mit dem Schwierigsten zu beginnen, schicke ich eine Selbstillustration von *Humboldts eigener Individualität* voran. Denn es gehört zu seinem Ansatz, selbst ein Beispiel für die *existenzielle Einheit von Theorie und Praxis* zu geben, einer Einheit, nach der Ethiker und Sozialphilosophen seit ältesten Zeiten – meist erfolglos – suchen. Zwei Briefstellen genügen, die sich – aus gegebenen Anlass – auf Humboldts *Gründung unserer Universität* beziehen.⁸

Die erste stammt aus den letzten Tagen seiner Zuständigkeit für das preußische Unterrichtswesen. Aus Verärgerung über die veränderten Zuständigkeiten in der Regierung hatte Humboldt im April 1810 um Entlassung aus dem Dienst gebeten. Doch dann fällt es ihm schwer, die Verantwortung für die Universität abzugeben. Das zeigt sich in seinem Brief vom 22. Mai 1810 an seine Frau Caroline:

„Es ist eine wunderbare Zeit, liebe Li, diese Wochen der Ungewißheit und der Erwartung. Der Zufall will, daß ich jetzt mehr wie je mit Geschäften überhäuft bin; ich muß sogar in dem Augenblick, wo ich nichts anderes voraussehe, als sehr bald abzutreten, noch neue Dinge organisieren und vorzüglich die hier zu errichtende Universität so in Tätigkeit setzen, daß die Vorlesungen mit Michaelis⁹ angehen können.“

Im unmittelbaren Anschluss folgt nun eine viel zitierte Stelle, die man vor Professoren nicht oft genug wiederholen kann:

⁸ Individualitätstheoretisch wäre es von größerem Gewicht, Beispiele aus den zahlreichen Briefpassagen auszuwählen, in denen Wilhelm seiner Caroline über viele Jahre hinweg und in immer neuer Anschaulichkeit seine Liebe gesteht. Diese Briefe wären auch deshalb zu empfehlen, weil die *Individualität einer Person*, sich nirgends deutlicher als im bewussten Verhältnis zur *Individualität einer anderen Person* konturiert. Doch mir geht es im Interesse einer Würdigung der Leistung Humboldts bei der Gründung der Universität vor allem um die Briefe, die sich auf seinen freiwilligen – ihm dann aber doch schwerfallenden – Ausscheiden aus dem Dienst der Sektion für das Unterrichtswesen im Sommer 1810.

⁹ Das wäre ein Beginn der Vorlesungen am 29. September 1810 gewesen.

„Mit wie vielen Schwierigkeiten ich bei dem allen zu kämpfen habe, wie die Gelehrten — die unbändigste und am schwersten zu befriedigende Menschenklasse — mit ihren sich ewig durchkreuzenden Interessen, ihrer Eifersucht, ihrem Neid, ihrer Lust zu regieren, ihren einseitigen Ansichten, wo jeder meint, daß nur sein Fach Unterstützung und Beförderung verdiene, mich umlagern, wie dann noch jetzt Unannehmlichkeiten und Zänkereien mit andern Kollegien und Menschen hinzukommen, davon hast Du, teures Kind, keinen Begriff.“

Und dann folgt, ohne Übergang, eine Selbstbeschreibung, die geeignet ist, die staunenswerte Vielseitigkeit des Briefautors verständlicher zu machen:

„Jeder, der mich sieht und die Umstände kennt, wundert sich darüber, daß ich auch in diesen letzten Augenblicken die Geschäfte mit gleichem Eifer und gleich ununterbrochen fortgehen lasse, und wirklich bin ich überzeugt, daß nur bei sehr wenigen eine solche Krise keinen Stillstand hervorbringen würde. Ich mache es aber, wie Du mich sonst in anderen Arbeiten und Geschäften kennst. Wenn auch nur noch fünf Minuten übrig sind, scheue ich mich nicht, noch etwas Neues anzufangen, und so kommt auch in diesen ewig unterbrochenen Intervallen etwas zustande.“

Wie groß seine Zweifel aber tatsächlich sind, ob das Unternehmen der Gründung ohne ihn überhaupt gelingen kann, geben die in den nachfolgenden Wochen an Caroline geschriebenen Briefe zu erkennen. Darunter ist ein Schreiben vom 7. Juli, das nicht nur aus biographischen und individualitätstheoretischen Gründen aufschlussreich ist. Denn es geht um seinen Bruder Alexander, der mit guten Gründen zum zweiten Namensgeber der Humboldt-Universität geworden ist und der sich, wie wir lesen können, schon viel eher um unsere Universität hätte verdient machen können:

„Ich weiß nicht, liebes Kind, ob ich Dir geschrieben habe, daß ich die kühne Idee hatte, Alexandern hier in meine Stelle zu bringen; freilich schlug ich ihm die Sache nur auf zwei Jahre vor, allein ich fühlte, daß es auch so immer viel zu ernst war. Hardenberg hat ihm nachher auch geschrieben.“

Hardenberg, der seit wenigen Monaten amtierende Preußische Staatskanzler, hat offenbar die Anregung aufgenommen und bei Alexander angefragt. Doch der lehnt ab, und der Bruder fährt im Brief an Caroline fort:

„Er“ [also der Bruder] versichert, eine ganze Nacht geweint zu haben. Ich hoffe, es wird nicht so arg gewesen sein. Sonst sollte es mir leid tun. Du mußt aber selbst gestehen, daß er sonst die Gloire des Ausschlagens liebte und gar nicht unempfindlich gegen Anerbietungen war. Eine Phrase hat

mich sehr lachen machen. Er schreibt: »Diplomatische Posten [wie sie Wilhelm nun in Wien einnehmen soll] sind jetzt so wichtig eben nicht für das arme Vaterland, und trotz Deiner großen Anhänglichkeit an den Sand, in den Du mich versenken willst, gehst Du an das grüne Donauufer. Du gestandest sonst selbst, man sei am patriotischsten gestimmt, wenn man hinter den Alpen sitzt. Warst Du wirklich so lange in Berlin, als ich nach meiner Rückkunft?«

Ich schreibe Dir [so setzt Wilhelm im Brief an Caroline fort] mit Fleiß die Stelle ab, damit Du es mir etwas Dank wissen mögest, Dich nicht an einen Ort zu bringen, der einen solchen panischen Schrecken einflößt.“

Der Ort im „Sand“ ist die Stelle, an der wir hier stehen. Und wir können uns damit trösten das es andere gegeben hat, die Humboldts Werk fortgesetzt haben. Hier nenne ich, in Korrektur einer der mir persönlich besonders wichtigen Darstellung vor allem Friedrich Schleiermacher.¹⁰

Überdies kommt Alexander 1827 (und dann dauerhaft ab 1830) nach Berlin zurück und hat durch seinen Kenntnisreichtum, sein Organisationstalent, sein wissenschaftliches Ansehen und seine Stellung bei Hofe der Berliner Universität bestimmt mehr gedient als wenn er für zwei Jahre Nachfolger seines Bruders *Direktor der Sektion für Kultus und Unterricht* im preußischen Ministerium des Inneren geworden wäre.

4. *Biographie als didaktische Hilfe.* Nun fällt es mir leichter den kurzgefassten systematischen Überblick zu geben, wobei man gerade bei der aus Zeitgründen unvermeidlichen Abstraktion im Sinn haben muss, dass Humboldt zu seinen Einsichten aus lebendiger Anschauung des ihm persönlich Wichtigen gelangt:

1791, im Jahr vor der Veröffentlichung der *Grenzen*, verläßt Wilhelm von Humboldt den Justizdienst in Berlin, heiratet Caroline von Dacheröden und zieht mit ihr auf die Güter ihrer Familie in Burgörner und Auleben bei Erfurt. Das, was er im Glück der Liebe mit Caroline findet und weiterhin mit ihr unter einem lebensklugen Anspruch einer sich wechselseitig individuell herausfordernden Idealisierung sucht, hat einen Nachhall auch in seinen philosophischen Reflexionen: 1794 verfasst er eine Betrachtung *Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluss auf die organische Natur* und im Jahr darauf folgt die Abhandlung *Über die männliche und weibliche Form*.

¹⁰ Gemeint ist die immer noch lesenswerte Darstellung von Helmut Schelsky (Einsamkeit und Freiheit. Die deutsche Universität und ihre Reformen. Hamburg 1963, 2. Auflage 1973), die nur die Schwäche hat, Schleiermacher nicht gerecht zu werden.

Allein, dass er sich in den ersten Jahren des Ehelebens diesen Themen widmet, ist überaus kennzeichnend für den jungen Privatgelehrten: Er lässt sich die Gegenstände seines Nachdenkens weder durch die Schul- noch durch die Popularphilosophie seines Zeitalters vorgeben, sondern geht von den eigenen, konkret erfahrenen Problemen aus. Er ist ein „Selbstdenker“ *sui generis*, so wie es Kant von sich und seinen Schülern gefordert und wie es, Johann Jacob Engel, als Privatlehrer den beiden Humboldt-Brüdern weitergegeben hatte.

In der Behandlung seiner Themen, sie mögen zunächst noch so beiläufig erscheinen, dringt Wilhelm von Humboldt sogleich zu den grundlegenden Fragen vor; das *Persönliche* gibt den Anlass, bleibt aber ungenannt im Hintergrund; umso entschiedener aber geht er das *Grundsätzliche* an.

Der *Ansatz beim Konkreten* macht es auch uns leichter, eine Vorstellung von der Problemlage zu bekommen, um die es Wilhelm von Humboldt von Anfang an geht und die sein Denken später in seinen sprachwissenschaftlichen Theorien wie auch in seiner bildungspolitischen Praxis bestimmt:

Die Rede vom „Geschlechtsunterschied“ verstehen wir, so hoffe ich, alle auf Antrieb, auch wenn ihn die Fortschritte der Gentechnologie und die Thesen der Gendertheorie inzwischen um einiges fließender erscheinen lassen. Man kann aber sagen, dass sich auch für Humboldt die Differenz zwischen „männlicher“ und „weiblicher Form“ nicht zwingend (und schon gar nicht in jedem Einzelfall) aus den *körperlichen Gegebenheiten* ableiten lässt. Es geht ihm um das *Typische* dieser Unterscheidung und, wie der Titel verrät, um ihre Bedeutung für die *organische Natur*. Dass sie *gesellschaftlich* vielfältig ausgestaltet werden kann (eine Frage, auf die heute alles anzukommen scheint¹¹), galt ihm ohnehin als selbstverständlich. Man bedenke nur, welche Frauen, außer Caroline von Dacheröden, in seiner Jugend eine Rolle gespielt haben: vornehmlich Henriette Herz, Brendel Veit, Caroline und Charlotte von Lengenfeld.¹²

5. Die vier Dimensionen der philosophischen Probleme. Aus philosophischer Sicht sind damit *vier Problemdimensionen* eröffnet:

Die *erste* versteht sich mit dem Ausgangspunkt: Der liegt in dem *Individuum*, das die Frage stellt und sich darin selbst mit seinem Problem ernstnimmt. Der oder

¹¹ Etwa bei Judith Butler.

¹² Dazu sehr eindrucksvoll die Doppelbiographie von Manfred Geier, Die Brüder Humboldt. Eine Biographie, Reinbek 2009. Zum Verhältnis von Caroline und Wilhelm von Humboldt empfehle ich: Hazel Rosenstrach: Wahlverwandt und ebenbürtig. Caroline und Wilhelm von Humboldt. Eichborn 2009.

die Einzelne dürfte somit zumindest ein auf *Probleme der gemeinsamen Welt* bezogenes *sachliches Interesse* haben und folglich auch nicht übersehen, dass die eigene, womöglich *persönlich* eingefärbte Frage auf etwas *Allgemeines* im Verhältnis der Geschlechter gerichtet ist.

Damit ist die *zweite* Dimension exponiert, von der gerade auch manche Philosophen meinen, sie könnten sie begrifflich isolieren und rein für sich erörtern: Es geht um das *Allgemeine*, also um das unvermeidlich *Abstrakte*, auf das sich *Individuen* notwendig beziehen, wenn sie etwas *erkennen* und *verstehen*, *mitteilen* oder *bearbeiten* wollen. Dabei muss man den vielleicht etwas zu selbstverständlich erscheinenden Umstand hervorheben, dass es in jedem (!) Fall *Individuen* sind, die sich auf etwas *Allgemeines* beziehen.

Der *Unterschied*, der oft sogar als *Gegensatz* erscheint, kommt also nur in einer *symbiotischen Verbindung* vor: *Individuen* sind in ihrer Beziehung zur *Welt*, zu *ihresgleichen* (und sogar *zu sich selbst*) genötigt, sich auf *Allgemeines* einzulassen, das überhaupt nur in diesem *Gebrauch durch Individuen* Bedeutung hat.

Das Allgemeine begegnet *drittens* in zweifacher Form, die uns zum einen im *Typischen* des Geschlechtsunterschieds begegnet, und zum anderen im *Universellen*, das hier bei Humboldt in den Begriff der *Natur* gefasst ist, aber von ihm selbst auch durchaus enger, etwa als *Menschheit* benannt werden kann. Jede *Unterscheidung* hat ihre Bedeutung somit nur im *Kontext eines Universellen*, das ihn bedingt, setzt in allem aber *Individuelles* voraus.

Schließlich die *vierte* Dimension, die hier unscheinbar als bloßes *Attribut* genannt wird, aber doch das *Ineinander* von *Individuellem* und *Universellem* in jedem seiner Akte nicht nur *zu Grunde legt*, auch nicht nur *anschaulich* macht, sondern sich selbst noch *im Prozess des Begreifens* entfaltet: Gemeint ist das *Organische der Natur*, das es uns ermöglicht, *uns selbst als Natur* unablässig in derart vielfältiger Weise *auf Natur* zu beziehen, dass wir eben darin nicht nur *typische*, sondern sogar *grundsätzliche* Unterschiede, wie etwa die zwischen *Individuellem* und *Universellem* machen zu können. Und die erscheinen manchen als derart beachtlich, dass sie glauben, mit ihrer grundsätzlichen Art der Beziehung auf die Natur in eine gänzlich *außerhalb der Natur* befindliche Verfassung überzugehen.

Das klingt rätselhaft, vermutlich aber nur, weil ich die Darstellung zu sehr verdichtet habe: Gemeint ist, dass es *Naturwesen*, wie zum Beispiel *Menschen*, gibt, die sich in einer Weise auf sich und die Natur beziehen, dass sie meinen, diese *Beziehung* könne selbst *gar keine Natur* mehr sein, sondern müsse *Geist* genannt werden! Gegen diese Benennung ist nur etwas zu sagen, solange sie die sich in allem findende *Selbstbezüglichkeit der Natur* nach Art von fundamentalen *Gegensätzen* verstehen und den *Geist in Opposition zur Natur* zu bringen suchen.

Von einem solchen Fehlschluss ist Wilhelm von Humboldt weit entfernt! Seine philosophische Energie ist von Anfang darauf gerichtet, die *Einheit im Unter-*

schied aufzuspüren und kenntlich zu machen. Er ist sich *seiner eigenen Lebendigkeit* sicher, sieht sie gerade auch mit dem *Geist* und seinem Ausdrucksmittel, der *Sprache*, und der für ihn so charakteristischen *Sinnlichkeit*, auf das Engste verbunden. Also hat er nicht nur einen *allgemeinen*, sondern auch einen höchst *individuellen Grund* den *Geist* zum *Leben* zu rechnen.

Individualität, Universalität, Leben und sich darin selbst begreifender *Geist* sind die vier Dimensionen, um deren integrale Verbindung es Wilhelm von Humboldt in seinen philosophischen Studien geht.

6. *Auf dem Weg zu einer Theorie der Menschheit*. Die gedrängte Darstellung der *Quadratur des menschlichen Lebenskreises*, an der sich Wilhelm von Humboldt in seinen jungen Jahren versucht, macht, so hoffe ich, kenntlich, wie umfassend sein philosophischer Anspruch ist. Er geht von *naturphilosophischen, anthropologischen, kulturellen* und *historischen* Fragen aus, stellt sie jedoch in einen elementaren begrifflichen Zusammenhang, der in seiner Reichweite, im besten Sinn des Wortes, *metaphysisch* genannt werden kann, ohne jedoch von den klassischen Problemkonstellationen der Metaphysik auszugehen.

Deshalb sind auch die Hinweise auf die Autoren und Impulse, die Humboldt aus der philosophischen Tradition hätte aufnehmen können, entbehrlich! Wichtig ist allein, seinen *spezifischen Zugang zum Geist* kenntlich zu machen, die es ihm auch erspart, wie Hegel es tut, eine *Phänomenologie des Geistes* oder eine *Logik* zu schreiben. Er macht als erster Ernst damit, den *Geist in der Sprache* zu erschließen!

Für Sprechen und Denken haben die Griechen ein und dasselbe Wort, nämlich *logos*. Und tatsächlich bezeichnet der *logos* stets *dieselbe Sache* – ob man nun mit sich selber spricht und damit *denkt*, dass man *denkt*, oder *spricht* – und damit *sagt*, was man *denkt*. Und in dem, was Menschen – gerade auch in ihrer individuellen und sprachlichen Vielfalt – teils affektiv, teils logisch – zum Ausdruck bringen, ist in seinem Weltbezug immer auch Ausdruck des zur Welt gehörenden Gegenübers: Und das ist – in der sich auch darin verbindenden *Vielfalt der Individuen* – nicht mehr und nicht weniger als die – *Menschheit*.

1794 hat Humboldt bereits einen Titel für das, worum es ihm in seinem eigenständigen philosophischen Anspruch geht: nämlich um eine *Theorie der Bildung des Menschen*. Darauf folgen dann die spezifizierenden Betrachtungen über die *Einheit im Unterschied von Mann und Frau*. Mit ihnen ist er bereits auf dem Weg, der ihn 1797 zu den Studien *Über den Geist der Menschheit* führen.

Wilhelm von Humboldt hat also in einem Zeitraum von etwa sieben Jahren alle Ideen beisammen, um ein großes philosophisches Werk über die *Bildung der Menschheit* zu verfassen. Es ist eine Bildung, die sich aus ihren zu keiner Zeit verzichtbaren *natürlichen Kräften* sowie aus den sich allererst im Prozess dieser

Bildung stärkenden *kulturellen Energien* speist und sich unter den Einsichten des in diesem Prozess zu eigenem Selbstbewusstsein gelangenden *Geist Gründe* und *Ziele* zu geben versucht.

Jeder, der Humboldts frühe Schriften heute im Zusammenhang liest, kann sie als Vorstudien zu einem epochemachenden philosophischen Werk über die *Theorie der Menschheit* ansehen, ein Werk, das uns bis heute fehlt.¹³ Es hätte keineswegs nur die Brücke zwischen Kant und Hegel zu bauen vermocht, sondern hätte dem jungen Marx die Mittel an die Hand gegeben, die „Naturalisierung des Menschen“ und die „Humanisierung der Natur“ in einem einzigen, Theorie und Praxis verbindenden Akt zu denken, und es hätte, so hoffe ich wenigstens, Nietzsche manche Klage über die Schulfuchserieien der Philosophie erspart.

Mit einem solchen Werk im Rücken könnten wir heute viel gelassener die in immer neuen Varianten zelebrierten Abschiedsvorstellungen für die Humanität und den Humanismus bestehen, könnten als Philosophen den Biologen und Anthropologen bei ihren Erkundungen auf der Grenze zwischen Mensch, Tier und Pflanze assistieren, dabei den Geist über seine eminente Stellung in der Natur aufklären und mit alledem vielleicht die Menschenrechte von dem Verdacht befreien, sie würden nur einer Neuauflage des globalen Kolonialismus das Wort reden. –

Das alles können nur Andeutungen sein. Vielleicht aber reichen sie aus, um kenntlich zu machen, dass Humboldts frühe philosophische Schriften nicht etwa einen Katalog der hier nur exemplarisch aufgezählten *Probleme* enthalten. Es ist vielmehr so, dass sie bereits *Lösungen* bieten, die von der Philosophie der Gegenwart endlich zur Kenntnis zu nehmen sind, damit sie kritisch geprüft und systematisch bearbeitet werden können.

7. Der Geist der Menschheit. Gerade weil das so ist, haben wir uns der Frage zu stellen, warum Humboldt, wo er doch schon so gut wie alle grundsätzlichen Einsichten beisammen hatte, um ein Werk über den *Geist der Menschheit* zu schreiben, davon abgesehen hat? Denn dass er mehr zu bieten gehabt hätte, als jeder mögliche andere zu seiner Zeit, versteht sich angesichts seiner Originalität von selbst. Meine, mich selbst keineswegs entlastende Antwort lautet: *Er hatte Besseres zu tun!*

¹³ Im Anschluss an Humboldt ist Eduard Spranger vermutlich immer noch am weitesten auf diesem Weg vorangekommen: Wilhelm von Humboldt und die Humanitätsidee, Berlin 1909. – Ich bemühe mich derzeit um eine Weiterführung des Humanitätsgedankens im Anschluss an Humboldts Konzeption der Individualität. Der Prospekt findet sich in: Die Menschheit in der Person eines jeden Menschen. Zur Theorie der Humanität, in: Jahrbuch politisches Denken 2014, Berlin 2015, 21 – 45.

Statt ein philosophisches Werk über den Geist der Menschheit zu schreiben, hat Wilhelm von Humboldt es in seinem Sinn für die konkreten Phänomene des Lebens, angesichts seiner phänomenalen Begabung im Umgang mit den Sprachen sowie in der auch seinen Bruder auszeichnenden Faszination für das *Ganze* des menschlichen Lebens, das nun erstmals in vollem Erdumfang erschlossen werden konnte, vorgezogen, sich dem *Geist der Menschheit* in seiner *sinnlich gegenwärtigen, historisch wirksamen* und gleichwohl *weltgestaltenden Praxis* zu zuwenden.

Und dieser Einheit hat er, in Aufnahme alles dessen, was man den Schriften Platons und Herders entnehmen kann in der *Sprache* gefunden: In der *Sprache* kommt der *Geist* zu seiner *körperlichen Präsenz*, er zeigt sich im lebendigen Vollzug der tätigen, aber gleichwohl gedanklich gehaltvollen Mitteilung.

Wie viel Mühe machen sich die Philosophen in ihren aufwändigen Untersuchungen zur Natur des Bewusstseins bis heute, um sich vom fatalen Missverständnis zu lösen, dass es sich beim Denken allein um einen – wie auch immer zu fassenden – Vorgang „hinter der Stirn“ oder in der Isolation bloßer Subjektivität des jeweiligen Kopfes handelt. Die vermutlich noch heute die Mehrheit unter den Philosophen stellenden epistemischen Skeptiker, sind davon überzeugt, Denken sei eine „Selbstreflexion“, die erst einer unter dualistischen Prämissen stehenden „Verkörperung“ bedürfe, um nach „außen“ zu gelangen.

Diese Probleme hat Humboldt nicht, wenn er den *Geist in der Sprache* sucht! Die Sprache aber gibt es stets nur in der *Differenziertheit der Artikulation*, in der *Eigenwilligkeit des Ausdrucks* und in einer *Vielfalt individueller, lokaler, regionaler, nationaler, kultureller und historischer Bedeutungen*, so dass man meinen könnte, die Sprachen seien nur erfunden, damit die Menschen sich missverstehen.

Erst dieses Paradox lässt uns begreifen, welche Übersetzungslast das menschliche Bewusstsein bewältigt, wenn es trotz der *Verschiedenheit der Sprachen* ein *einheitliches Verständnis des Gesagten und Gemeinten* ermöglicht.

Obgleich sich Wilhelm von Humboldt mit seinem Großprojekt, für dessen Durchführungen es heute eine ganze Batterie von Max Planck-Instituten mit der Assistenz mindesten ebenso vieler Exzellenz-Initiativen bedürfte, auf das Feld ausgedehnter empirischer Untersuchungen begibt und sich damit ein neues sprachwissenschaftliches Forschungsterrain erschließt, muss er dazu nicht die Disziplinen wechseln! Er bleibt der *Philosoph*, als der er begonnen hatte, und hat seine in genialer Treffsicherheit entwickelten frühen Überlegungen am denkbar größten Materialvorkommen des *Geistes*, nämlich der *Sprache*, fortgeführt.¹⁴

¹⁴ Dazu: Jürgen Trabant: *Weltansichten. Wilhelm von Humboldts Sprachprojekt*, München 2012.

Humboldt wäre der letzte gewesen, der einen *linguistic turn* ausgerufen hätte, um sich damit vom begrifflichen Denken zu distanzieren. Denn er hat gewusst, dass er dem *Denken* – und damit auch dem „*Geist der Menschheit*“ – niemals näher kommt, als in der *gleichermaßen körperlichen, sinnlichen und verständigen* Form, der sich die Menschen niemals bloß theoretisch ihrer Eigenart und ihrer Gemeinsamkeit versichern. Und das geschieht *im Sprechen*.

X. Schlussbemerkung. Wenn ich abschließend mit Wilhelm von Humboldt sage: „Der Begriff der Menschheit [...] ist nichts anderes, als die lebendige Kraft des Geistes, der sie beseelt, aus ihr spricht, sich in ihr thätig und wirksam erweist“,¹⁵ dann verstehen Sie, so hoffe ich, sofort, warum ich von der Wissenschaft aus dem „Geist der Humanität“ spreche. Denn es ist die zwischen *Natur, Kultur* und *Geist* ausgespannte *Humanität*, die es uns ermöglicht, *Natur-* und *Geisteswissenschaften* als *innerlich wie äußerlich* verbunden zu begreifen.

Mit Blick auf die *beiden* Humboldts, die *beide* zur Namensnennung unserer Universität beigetragen haben, könnte man sogar von einer „brüderlichen Verbindung“ von *Natur-* und *Geisteswissenschaften* sprechen. „Brüderlich“, auch das lehren uns die beiden, heißt: *nahe verwandt, zutiefst verbunden*, aber keineswegs *spannungsfrei* auf *ein und dasselbe Ziel* ausgerichtet zu sein!

Wir erleben derzeit in der Debatte über das neue erdgeschichtliche Zeitalter des *Anthropozän*, wie nahe sich unter Berufung auf das *Schicksal der Menschheit*, *Natur-* und *Geisteswissenschaften* kommen.

Bei Wilhelm von Humboldt zeigt sich die Nähe von *Natur, Kultur* und institutionalisiertem *Geist* bereits an der unscheinbaren Verwendung einer *Metapher*, die schon in seinem Jahrhundert als so irritierend empfunden wurde, dass man sie gar nicht verstanden und beharrlich falsch geschrieben hat. Das wirkt bis in den Jubiläumsartikel zu Humboldts 250. Geburtstag in der Mai-Ausgabe unserer Universitäts-Zeitung¹⁶ nach:

Über dem Text unserer Hauszeitung steht ein großartiges Humboldt-Zitat, das man nur im Sinne der Gleichheit der Geschlechter zu ergänzen brauchte, um es für jede Berufungsentscheidung verbindlich zu machen. Der Fehler der Überschrift besteht jedoch darin, dass man Humboldt das Verb „*encadrieren*“ unterschiebt, was „*einrahmen*“ oder „*einkästeln*“ bedeutet und an einen Genauigkeit erfordernden handwerklich-technischen oder juristischen Vorgang denken lässt.

Doch nichts ist Humboldt so fremd wie das „*Encadrieren*“! Tatsächlich hat er, einen ganz anderen Ausdruck verwendet, als es galt, das Verlangen eines angesehenen Philosophen, nämlich Fichtes, zurückzuweisen, der meinte, man solle bei

¹⁵ *Über den Geist der Menschheit* (1797), in: Werke I, hg. v. A. Fitner u. K. Giel, Stuttgart 1960, 515.

¹⁶ Humboldt. Zeitung der *Alma Mater Berolinesis*, Jg. 61, 4. Mai 2017, 7.

der Berufung der neuen Professoren auf die „deduzierte“ Gleichheit der Auffassungen und Ausrichtungen achten.¹⁷ In entschiedener Abwehr dieses Ansinnens zieht Humboldt einen *Naturvorgang* heran, der deutlich macht, wie sehr die Natur selbst in der Lage ist, *kunstvolle Gebilde* hervorzubringen, die zwar *kantig* und mit *scharfen Ecken* versehen sein können, dafür aber *aus sich heraus zu glänzen* vermögen, überdies die *Sinne erfreuen* und dadurch auch *nützlich* sind.

Also nicht um *institutionelle Einrahmung* ist es ihm zu tun, sondern um den Vorgang der *Kristallisation*, der wie wir wissen, auch im *märkischen „Sand“*, wie er und Alexander *Berlin* gelegentlich genannt haben, jederzeit möglich ist – wenn man ihm nur günstige Ausgangsbedingungen schafft. Und die waren mit dem Kristall der Humboldt-Brüder gegeben.

Der metaphorisch aufgenommene Naturprozess mit *kultivierender, sinnlich herausfordernder* und nach Möglichkeit *begeisternder* Wirkung, mit dem Wilhelm von Humboldt den Anfang gemacht hat, ist das „*Ancandieren*“. Wenn wir das nicht gleich verstehen, brauchen wir nur an den bei Teetrinker bis heute gebräuchlichen Kandis zu denken.

Also lautet der Spruch richtig zitiert und an der betreffenden Stelle durch den Hinweis auf das andere Geschlecht ergänzt:

„Man beruft eben tüchtige Männer (und Frauen) und läßt die Universität sich allmählich ancandieren.“¹⁸

In diesem Sinne wünsche ich – mit Wilhelm von Humboldt – der Humboldt-Universität eine gute Zukunft!

¹⁷ Es geht um Fichte, der in den Tagen zwischen dem 9. und 14. April in „Humboldt’s Haus“, wie Fichtes Sohn Immanuel Hermann Fichte schreibt, „eine Reihe von Vorträgen über die Einrichtung der Universität gehalten“ hat. Es handelt sich vermutlich um die Überlegungen, die als Fichtes „deduzierter Plan einer zu Berlin einzurichtenden höhern Lehranstalt“ auch gedruckt worden ist. (Siehe dazu: Ernst Müller (Hg.), *Gelegentliche Gedanken über Universitäten*, Leipzig 1990, 59 ff.)

¹⁸ Zitiert und mit einer Korrektur des bereits im 19. Jahrhundert verbreiteten Missverständnisses versehen, bei: Immanuel Hermann Fichte, *Johann Gottlieb Fichtes Leben und literarischer Briefwechsel*, 2. Aufl., Leipzig 1862, Bd. 1, 416. Der Sohn Immanuel Hermann Fichte fügt seiner Lesart im ersten Band *Das Leben*, in seiner Darstellung die folgende Anmerkung hinzu: „So, nach dem Bilde eines allmählich anschließenden Krystals, hat Humboldt gesagt, nicht ‚sich encadrieren‘ (*encadrer*, umrahmen), wie bei Köpke (a.a.O., S. 75) steht. Letzteres ist bloße Emendation eines unleserlich geschriebenen Wortes aus dem Briefe des Biographen an ihn, auf dessen Beurtheilung er sich beruft (S. 142, N. 10).“ I. H. Spricht hier von sich als dem „Biographen“ und meint mit „ihn“ den Autor der Geschichte der Berliner Universität, R. Köpke, zu dem Fichte offenbar ein gutes Verhältnis hat. Denn auf Köpkes „wichtige Schrift“ *Die Gründung der königlichen Friedrich-Wilhelms Universität*, Berlin 1860, nimmt I. H. Fichte häufiger höchst positiven Bezug. Ich vermute, I. H. Fichte hat ihm das an seinen Vater gerichtete Wort Humboldts brieflich mitgeteilt und Köpke hat es falsch gelesen.